



Abend.

Zeitung.

112.

Mittwoch, am 11. Mai 1842.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redakteur: K. G. Th. Winkler (Th. Sell).

## Aus Lord Clive's Leben.

(Fortsetzung.)

Clive war bis Kossimbazur vorgerückt, der Nabob stand mit einem zahlreichen Heere wenige Meilen davon bei Plassay. Noch immer zögerte Meer-Zaffier seine Verbindlichkeiten zu erfüllen und erwiderte die dringendsten Mahnungen des englischen Feldherrn durch ausweichende Antworten.

Dieser befand sich in der peinlichsten Lage. Durfte er seinem Verbündeten noch trauen? Und, wie sehr er sich auf sein militairisches Talent, auf die erprobte Tapferkeit und Disziplin seiner Truppen verlassen mochte, durfte er sich mit einem zwanzig Mal stärkeren Gegner in einen offenen Kampf einlassen? Vor seiner Front floss ein kleiner Fluß, der zwar leicht zu passiren, aber ein Mal überschritten im unglücklichen Fall jeden Rückzug fast unmöglich machte. Zum ersten und letzten Male wich hier sein unerschrockener Geist für wenige Stunden vor der Verantwortlichkeit zurück, die er auf sich laden sollte. Er berief einen Kriegsrath. Die Majorität, welcher Clive selbst beitrug, stimmte gegen eine Schlacht. Lange nachher hat Clive gestanden, daß er nur ein Mal in seinem Leben einen Kriegsrath versammelt und daß, wenn er dessen Meinung befolgt habe, Bengalen nimmermehr englisch geworden wäre. Der Kriegsrath war in der That kaum auseinander gegangen, so war er wieder er selbst. Er zog sich unter den Schatten einiger Bäume und brachte dort eine Stunde einsam in

Gedanken zu. Als er zurückkehrte, ertheilte er Befehl, den Fluß zu überschreiten.

Es geschah. Nach einem mühseligen Marsch schlug das Heer, spät nach Sonnenuntergang, sein Lager in einem Wäldchen von Mungo-Bäumen, nahe bei Plassay, eine Meile vom Feinde, auf. Clive vermochte nicht zu schlafen; er hörte die ganze Nacht hindurch, vom Lager des Nabob's her, den Schall der Trommeln und der Zymbeln. Kein Wunder, wenn selbst sein starkes Herz zuweilen sank bei dem Gedanken, gegen welche Uebermacht er kämpfe und welches Spiel er spiele.

Nicht weniger wurde Suradjah-Darlah von Sorgen gepeinigt. Sein zugleich schwaches und mildes Gemüth bebte zurück bei der Annäherung der Krisis, der er um so ängstlicher entgegen sah, als er allen seinen Feldherren mißtraute und jede Annäherung eben so sehr scheute, als die Einsamkeit.

Der Tag, welcher über Indien's Schicksal entscheiden sollte, brach an. Die Armee des Nabob's bewegte sich gegen den Wald, wo Clive lagerte. 40,000 Mann Infanterie, bewaffnet mit Flinten, Piken, Schwertern, Bogen und Pfeilen, begleitet von 50 Geschützen des größten Kalibers, deren jedes von einem Gespann weißer Ochsen gezogen und hinten von einem Elephanten geschoben ward, bedeckten die Ebene. Die Kavallerie, 15,000 Pferde stark, bestand nicht aus weichlichen Bengalesen, sondern aus den kriegerischen Stämmen des Nordens. Doch waren einige kleinere Artilleriestücke, von französischen Kanonieren bedient, vielleicht der furchtbarste Theil



des Heeres. 3000 Mann waren Alles, was Clive dieser Macht entgegen zu stellen hatte \*).

Die Schlacht fing mit einer Kanonade an, von Seite des Nabob's ohne Wirkung, von englischer mit um so größerer. Bald begann Unordnung unter den Indiern einzureißen, der Nabob selbst, der immer ängstlicher wurde, folgte endlich dem hinterlistigen Rathe eines der Verschworenen und befahl den Rückzug. Dieser Befehl entschied sein Schicksal, Clive erfaßte den Moment und rückte zum Angriff vor. Die wilde Masse des Feindes löste sich auf vor seinem disziplirten Häuflein. Nie war ein Sieg vollständiger, innerhalb einer Stunde war Suradjah-Davlah's Heer vollständig zersprengt. Der Feind ließ nur 500 Todte auf dem Schlachtfelde, allein sein Lager, sein Geschütz, seine Bagage, eine unermessliche Anzahl von Wagen und Vieh fielen in die Hände des Siegers. Mit Verlust von 22 Todten und 50 Verwundeten hatte Clive ein Heer von beinahe 60,000 Mann geschlagen und ein Reich erobert, größer und bevölkerter als Großbritannien.

Meer-Zaffier hatte keinen Beistand geleistet, aber er beglückwünschte nach abgemachter Sache seinen Verbündeten. Clive zerstreute die Besorgnisse, die Meer-Zaffier wegen seines zweideutigen Benehmens hegen mochte, indem er ihm entgegen ging, ihn umarmte und als Nabob der drei großen Provinzen Bengalen, Bahar und Drissa begrüßte. Er hörte seine Entschuldigungen freundlich an und rieth ihm, ohne Verzug nach Moorschedabad zu marschiren.

Suradjah-Davlah war auf einem Kameel geflohen und in weniger als vierundzwanzig Stunden nach Moorschedabad gekommen, wo er seine Rätke zusammenrief. Die weisesten schlugen ihm vor, sich den Engländern zu überliefern, von denen er höchstens Absehung und Gefangenschaft zu befürchten habe; andere, denen er beistimmte, riethen zur Erneuerung des Krieges. Doch es mangelte ihm jede Stätigkeit des Entschlusses. Als er Meer-Zaffier's Anrücken erfuhr, sank ihm der Muth. In gemeiner Verkleidung, einen Korb mit Juwelen in der Hand, ließ er sich aus einem Fenster seines Palastes herab und schiffte sich, von nur zwei Dienern begleitet, auf dem Patna-Flusse ein.

Nach wenigen Tagen rückte Clive an der Spitze von 200 Engländern und 300 Sepoys in Moorschedabad

\*) Besonders zeichnete sich ein Detachement des 29. Regiments aus. Dieses Regiment führt noch nebst manchen andern ehrenvollen Zusätzen, die es sich unter Wellington in Spanien errungen, den Namen „Massay," sowie das Motto „Primus in India" in seinen Fahnen.

ein. Die Ceremonie der Installation Meer-Zaffier's ging alsbald vor sich. Clive leitete den neuen Nabob zu seinem Ehrensitze und überreichte ihm, nach der uralten Sitte des Orients, ein Geschenk an Gold. Er wendete sich darauf zu den, die Halle anfüllenden, Eingebornen und wünschte ihnen zu dem Ereigniß, welches sie von ihrem Tyrannen befreit, Glück. Er war genöthigt, sich bei dieser Gelegenheit eines Dolmetschers zu bedienen und es ist merkwürdig, daß, so lange er in Indien verweilte, so vertraut mit den Sitten und dem Charakter der Eingebornen und so angebetet er von den unter ihm dienenden indischen Soldaten war, er sich doch niemals in irgend einem der Dialekte des Landes mit Leichtigkeit ausdrücken konnte.

(Fortsetzung folgt.)

### Feuilleton.

Aus der neuesten Lieferung von Gerßdorfs „Repertorium" ersehen wir, daß es gegenwärtig eilf Bearbeitungen des Nibelungenliedes giebt, welche binnen weniger Jahre erschienen sind. Das Duzend wird hoffentlich bald voll werden. Wenn man bedenkt, daß Jeder von diesen eilf Verlegern auf ziemlichen Absatz rechnet und ihn auch zum Theil findet, so muß wahrlich die Vorliebe des deutschen Publikums für seine alten einheimischen Literaturschätze groß seyn und wir haben dann nicht Ursache, uns über der Deutschen Undeutschnheit zu beschweren. Die populärste Bearbeitung des Nibelungenliedes dürfte übrigens die von Beta seyn, welche in der Berliner Vereinsbuchhandlung erschien.

Unter die besten deutschen Feuilletonisten gehört gegenwärtig E. Keil in Leipzig, der das Journal „Unser Planet" rastlos mit guten Artikeln versorgt. Wir möchten nicht alle seine Urtheile unterschreiben und können ihn von Einseitigkeit in manchen Beziehungen nicht frei sprechen, aber demungeachtet sieht er sehr ehrenwerth da und könnte manchen Feuilletonisten als Vorbild dienen. Keil ist voll Energie und tüchtiger Gesinnung. Er schreibt wie er denkt; man weiß bei ihm, woran man ist; er spielt nicht Komödie; er macht seine Urtheile nicht wie Andere von Laune, Mode und tausenderlei Rücksichten abhängig. Jene Ruhe und Mäßigung, die das sicherste Schutzmittel gegen Einseitigkeit und der schönste Probirstein eines durchgebildeten Geistes ist, findet sich in späteren Jahren, aber die Tüchtigkeit der Gesinnung findet sich nicht, wenn sie nicht schon ursprünglich vorhanden gewesen. Keil ist kein Dienstmann



der Journalistik, der hier weiß und dort schwarz malt, hier Lorbeeren zuwirft und dort Stroh mit Hahnenfedern, wie es fremdes Gelüst wünschen möchte. Keil ist unabhängig vom Willen Anderer und voll tüchtiger Gesinnung.

Neulich äußerte sich Jemand mit Unwillen über den niedrigen Stand gewisser Schriftsteller, namentlich über den Ritter- und Räubergeschichtsmacher Bartels, der ein Fleischer wäre, was, in Parenthese gesagt, nicht der Fall ist. Aber auch wenn es der Fall wäre, was folgt daraus für die Geltung der Werke? Vandamme war auch ein Fleischersohn, der im Gewerbe des Vaters half, ehe er General und Mentor eines Königs wurde! Hätte dieser Mensch nicht mit eben der Raffinirtheit in Romanen Gräucl verüben lassen können als er in der Wirklichkeit that, nicht eben so gut durch Unvorsichtigkeit in literarischen Spekulationen sein Renommee verlieren können, wie er es als Feldherr durch die Schlacht bei Kulm verlor? Oder verlangt man, daß die Lektüremacher für die unterste Leserklassen geistreiche Leute seyn sollen? Wir können versichern, daß von zwei Räuberromanen, die wir lesen mußten, uns der eine, von Bartels, besser gefiel, als der andere, dessen Autor ein — Superintendent war, dieser letztere also kein Fünkchen mehr Bildung verrieth, als ein Schriftsteller der Handwerksmann. Auch in höhern Beziehungen wird, da die Kultur alle Stände durchdringt, der Stand für die literarischen Leistungen eines Autors keinen Maßstab abgeben können.

An dem geringen Absatz belletristischer Werke, über welchen jetzt so allgemein geklagt wird, sind größtentheils nur die Verleger Schuld, weil sie erstens für ihre Artikel einen Preis ansetzen, den die meisten Bibliotheken scheuen und zweitens, wenn die theuern Werke nicht gekauft worden sind, dieselben dermaßen im Preise erniedrigen, daß auch bei dem besten Abgange wenig oder nichts gewonnen wird. Zu was die hohen Ladenpreise, die Niemand bezahlt? Und zu was hinterher das Verschleudern weit unter dem Kostenbetrage? Warum giebt

man Romane nicht von vornherein möglichst billig? Dann würden die Bibliotheken bald kaufen und selbst diejenigen müßten es, die da Neuigkeiten am liebsten als Makulatur einschachern, weil sie, wenn keine spätere Preisherabsetzung stattfände, nicht die Aussicht hätten, nach kürzerer oder längerer Zeit die Werke halb gratis zu erhalten. Wäre dieß nicht ein Gegenstand, den die gesammte deutsche Buchhändlerschaft in ihren Generalversammlungen zur Sprache bringen sollte? Ein Verein gegen unsinnige Preisherabsetzung thut wahrlich den Buchhändlern und Schriftstellern dringend Noth.

Ladislaus Tarnowski.

### Dramatischer Schriftsteller Honorare in Frankreich.

Bei der ohnlängst in Paris gehaltenen jährlichen Versammlung des Comité der französischen dramatischen Schriftsteller zu Paris, trug der Schatzmeister derselben vor, daß die von den Theatern Frankreich's — Paris wie den Departements — an die Verfasser dramatischer Werke bezahlten Honorare (droits d'auteurs) für jede einzelne Vorstellung, in den leztabgewichenen 5 Jahren, folgenden Ertrag gegeben haben.

Im Jahre 1837:	712,722	Frankf.
=	=	1838: 769,032
=	=	1839: 758,348
=	=	1840: 885,454
=	=	1841: 842,394

3,967,950 Frankf. in 5 Jahren.

H.

### Vertrauen auf Gott.

Ein Frommer stürzt in Fluthen  
Und hebt zu Gott die Hand:  
„Du Retter aller Guten,  
Hilf mir heraus an's Land!“

Doch er in Donnerstimme  
Zu ihm hinabgewandt:  
„Brauch' Deine Hand und schwimme,  
So hilft Dir meine Hand!“

Adolf Hube.

## Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

### Korrespondenz-Nachrichten.

#### Aus Berlin.

(Fortsetzung.)

Doch was auch die Gründe gewesen seyn mögen, weshalb das Haus bei der ersten Gastrolle des Fr. Bayer

nicht ganz gefüllt war, so ist so viel gewiß, daß diejenigen, welche zugegen waren, durch das Spiel der Künstlerin auf das Freudigste überrascht wurden. In der That war auch die Debüt-Rolle sehr glücklich gewählt, denn die „Mariane“ sagt der Persönlichkeit der Künstlerin so vollkommenen zu, und sie ihrerseits spielt diese Rolle so vollkommenen, so unübertrefflich, man lernt darin ihre innerste



Künstlernatur so klar und schön kennen, daß mit einemmal eine vollständige Verständigung vermittelt ist. Publikum und Kritik waren offenbar frappirt, und beide gaben dieß unzweideutig zu erkennen. Was der Wirkung viel Vorschub leistete, war namentlich der Umstand, daß wir hier an eine so korrekte Darstellung naiver Rollen nicht gewöhnt sind. Frl. v. Hagn ist ihrem ganzen Naturell nach zu solchen Rollen nicht geschickt, und wenn sie sie dennoch spielt, und zwar häufig und gern, so wiederholt sich hier nur ein sehr gewöhnliches psychologisches Phänomen; solche Darstellungen sind bei ihr Virtuositäten, und wir müssen allerdings die Virtuosität bewundern, nicht aber ihr Ergebnis. — Eine zweite Darstellerin naiver Rollen, Frl. Grk (jetzt: Frau v. Lavallade), eignet sich hauptsächlich für die falsche Naivetät, für die übersüße, lächerliche, ironische oder niedrige („Platzregen als Eheprokurator“), und diese Genres stellt sie überaus trefflich dar. — Die eigentliche Darstellerin naiver Rollen bei uns war jedoch Frl. Klara Stich, und so ausgezeichnet diese Künstlerin war, so konnte man ihr doch einen sehr wesentlichen Fehler vorwerfen, einen Fehler, den die Meisten als Monotonie bezeichneten, der aber in der That darin bestand, daß die Künstlerin, von ihrem Naturell überwältigt, sich nicht zur Herrin ihrer Rolle erheben konnte, daß die Naivetät, die sie darstellte, wie ein Neufertes auf sie selbst zurückwirkte, sie rührte, und die Folge hiervon war, daß in die Darstellung sich eine Weinerlichkeit mischte, die in der Auffassung nicht lag. Nur wo diesem Uebelstande ein Niegel vorgeschoben war, in schnip-pich-naiven Rollen, kam die ganze Fülle ihres Talents zur Anschauung, weshalb sie auch als Philippine in „vor 100 Jahren“ wahrhaft unübertrefflich war. — Je weniger wir also hier gewohnt waren, einen gehaltvoll-naiven Charakter ohne fremdartige Geschraubtheit, ohne süßliche oder jammerliche Beigabe zu sehen, desto mehr war man von der „Mariane“ überrascht und erfreut. Wahrheit, aber im Schmuck der Idealität, — Innigkeit ohne Empfindelheit, — Natürlichkeit ohne läppi-sche Verzerrung, — Reinheit und Adel der Auffassung —: das sind die Hauptzüge des Bildes, das Frl. Bayer bei ihrer ersten Erscheinung uns vorführte. Die Künstlerin gefiel so sehr in dieser Rolle, daß man allgemein ihre Wiederholung wünschte, ein Wunsch, dem sie nach einigen Tagen auch zu Aller Befriedigung nachgab.

Als eine der wichtigsten Künstlereigenschaften des Frl. Bayer habe ich (wenn ich anders schon zu so einem allgemeinen Urtheil berechtigt bin) die Mäßigung, die Selbstbeschränkung erkannt, die Goethe für ein Kriterium der Meisterschaft hält. Weit entfernt ihre Mittel zu forciren, zügelt Frl. Bayer dieselben vielmehr. Allein auch die Selbstbeschränkung muß beschränkt werden, auch in der Handhabung des Zügels muß Maas obwalten. Vielleicht geht Frl. Bayer in der Beschränkung manchmal zu weit. Ich fand nämlich, daß, während einige Rollen durch dieß vorsichtige Maashalten zu wahrhaft künstlerischer Darstellung gelangten, andere darunter litten, indem sie einen Theil ihrer Charakteristik einbüßten. So hat die „Christine“ in „Christinen's Liebe und Ent-sagung“ in der Darstellung des Frl. Bayer mich mehr befriedigt, als je, hauptsächlich eben durch das künstlerische Maashalten, das dem Charakter, ohne ihn irgendwo zu verlegen, alles Unehle benahm, und so ein wahres und zugleich kunstschönes Bild gab. Dagegen hätte ich in dem schroffen Uebergang der Henriette („Tagebuch“) aus dem Charakter eines Gänsehens in den einer Welt-dame eine grellere Färbung verlangt. Es ist dieß, wenn nicht für die Charakteristik, doch für die künstlerische Wirkung nothwendig. Diese Wirkung ist hier die Hauptsache, nicht die Charakteristik, denn der Charakter ist ein unnatürlicher, ein bloßer Komödiencharakter, der wirken soll. Die ganze Henriette ist nichts weiter

als ein Theater-effekt. Aus diesem Gesichtspunkte muß jede Künstlerin diese (und ähnliche) Rollen auffassen, und wenn sie sie spielt, so muß sie (eine traurige Aufgabe freilich,) für den Effekt sorgen. Es versteht sich von selbst, daß auch hier ein Maas walten muß; allein dieses Maas soll nur die Uebertreibung ausschließen. — Ein geistreicher Mann sagte mir neulich: (ich bitte vorher um Verzeihung,) „eine gute Schauspielerin müsse — den Teufel im Leibe haben.“ Wie die meisten Aussprüche dieser Art, ist auch dieser nur halb wahr. Eine gute Schauspielerin muß allerdings manchmal den T.... im Leibe haben. Es ist damit in der That nicht das Geniale, sondern das Dämonische bezeichnet; denn es giebt Rollen und Situationen, vor denen sich der reine Engel scheut und in denen dann der Teufel das Seine thun muß. Es giebt hinwiederum Schauspielerinnen, die vom Dämon mehr besessen sind, als vom Genius, und die daher Alles dämonisiren. Wer kennt nicht jene falsche, schauerliche Kunst-richtung, in der Koketterie, Bizarrerie und Senf aller Art alle wahre Kunst überfluthet und vernichtet! Darf man behaupten, daß es so seyn solle? Gewiß nicht! Für die ächte Kunst, für das Drama in seiner klassischen Lauterkeit, ist gar keine Teufelei nöthig; aber für unser französisches Repertoire wird sie allerdings manchmal ein nothwendiges Uebel. Dieß Uebel kann sich jede Schauspielerin von ausgezeichnetem Talent aneignen, und sie muß es, um mit den Wölfen der Zeit zu heulen. Dieß Uebel, diese Irrlichter, diese Höllenraketen müssen in denjenigen Rollen spielen, in die entweder der Dichter sie hineingedacht hat, oder in die der Genius des Mimen, zur Erzielung der Wirkung, sie hineindenkt. Es ist, ich wiederhole es, ein nothwendiges Uebel der Zeit, aber wehe der Künstlerin, die sich dieser Richtung ganz hingiebt, die darüber die Kunst vergißt! Ihr wäre besser, sie wäre Schneidermamsell geworden.

Doch zurück zu Ihrer talentvollen Maria Bayer, zu dieser reichbegabten Kunstpriesterin, die ich Ihnen, den zehn Geboten zum Trost, von ganzem Herzen beneide. In ihren tragischen Rollen zeigte sich dasselbe Phänomen, wie in denen des Lustspiels. Sie spielte sie um so ausgezeichnet, je mehr Wahrheit und Einheit, Innigkeit und Tiefe in dem Charakter, in den Situationen sich fand. Daher war die Louise (in „Kabale und Liebe“), bis auf die einzige Scene des Brieffschreibens, wo der gräßliche innere Zwiespalt mehr zur Anschauung gebracht werden mußte, vollendet schön, — daher war die „Grisele“, bis auf die psychologisch unwahre, verzerrte Schluss-scene, so süß, reizend und kunstschön, wie ich sie von keiner anderen Künstlerin je gesehen habe, — daher erhob sich aber auch die Julie („Romeo und Julie“) nicht zur Höhe tragischer Wirkung, so vorzüglich auch einige Momente waren. Ich sage daher, — damit meine ich aber nicht, daß nicht Wahrheit, Einheit, Innigkeit und Tiefe in dem Charakter der Julie wären, — diese sind wohl darin, aber sie sind schwer zu ergründen, sie erfordern ein tiefes, ernstes Studium, und erst wenn dieses vollendet ist, erst wenn die Künstlerin das geniale Bild zur vollen Einheit gebracht und es klar und ganz in sich aufgenommen hat, kann sie an das nicht minder schwierige Studium der Darstellung, der äußeren Verkörperung dieses göttlichen Wunderbildes denken. Frl. v. Hagn ist als Julie wahrhaft ausgezeichnet, vielleicht unerreichbar. Man sieht es ihrer Darstellung an, daß sie die Rolle mit Ernst und Fleiß studirt, daß sie ihre Tiefen mit Geist und Genialität ergründet hat, und ihr gelingen nur die Scenen weniger, welche ihren natürlichen Mitteln nicht zusagen. Ich möchte ein Buch über die Julie schreiben, und thue es vielleicht auch noch einmal. — (Als „Isaura“ habe ich Frl. Bayer nicht gesehen.)

(Beschluß folgt.)